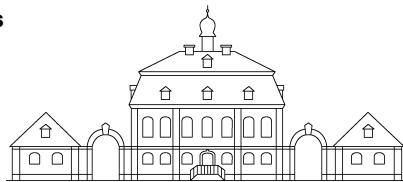


Predigt zum 2. Sonntag n. Epiphanias

Jeremia 14,1-9
18. Januar 2026
Pfr. Simon Froben
bayreuth@reformiert.de



Ev.-ref. Kirchengemeinde Bayreuth
Erlanger Straße 29
95444 Bayreuth
0921-62070
www.reformiert-bayreuth.de



Bild: stockcake.com

Lass uns nicht im Stich!

(Lesung: *Matthäus 13,1-8*)

Ich lese den für heute vorgeschlagenen Predigttext nicht so vor, wie er in der Bibel steht. Drei Begriffe verankern den Text in einer bestimmten historischen Situation. Sie tauchen jeweils nur einmal in dem Text auf: Juda, Jerusalem, Israel. "Juda" ist ein kleiner Staat, der sich vor rund 2600 Jahren gegen das babylonische Großreich gestellt hatte - und verloren hat. "Jerusalem" wurde zerstört, sogar der Tempel. Und "Israel" ist das Volk, das in dieser Situation auf Gottes Hilfe hofft.

Nun glaube ich, dass auch wir in unserer Zeit auf die Hilfe eben dieses Gottes Israels hoffen. Und dass Menschen auch heute Erfahrungen machen, die der Zerstörung Jerusalems und seines Tempels und der Unterjochung eines Kleinstaates durch eine Großmacht gleichkommen. Die Worte, die in *Jeremia 14,1-9* überliefert sind, könnten genausogut aus unserer Zeit stammen. Ein Zeitungskommentar vielleicht. Ein Blog. Eine Rede bei der UN-Vollversammlung...

Die Welt [Juda] liegt traurig da. Ihre [Seine] Tore sind verfallen. Trauernd sind die Menschen zu Boden gesunken, aus den Städten [aus Jerusalem] steigen Schreie empor.

Die Mächtigen schicken ihre Diener, um Wasser zu holen. Sie gehen zu den Zisternen, aber sie finden kein Wasser mehr. Sie kehren mit leeren Krügen zurück. Enttäuscht und betrübt verhüllen sie ihren Kopf.

⁴Der Erdboden hat lauter Risse, weil es nicht geregnet hat.

Auch die Bauern sind betrübt und verhüllen ihren Kopf.

⁵Selbst die Hirschkuh lässt ihr Junges im Stich. Gleich nach der Geburt hat sie es verlassen, weil es nirgendwo mehr Gras gibt.

⁶Die Wildesel stehen auf kahlen Höhen, wie Schakale schnappen sie nach Luft. Ihre Augen sind erloschen, denn da ist kein Grün mehr.

⁷Ach Herr, unsere Verfehlungen klagen uns an, aber hilf uns doch um deines Namens willen! Oft sind wir treulos gewesen, wir haben gesündigt gegen dich!

⁸Doch du bist unsere Hoffnung [die Hoffnung Israels], unser Retter in Zeiten der Not! Warum bist du wie ein Fremder im Land, wie ein Wanderer, der nur eine Nacht bleibt?⁹Warum bist du wie ein Hilfloser, wie ein Held, der nicht helfen kann?

Dabei bist du doch mitten unter uns, Herr, und wir tragen deinen Namen!

Lass uns doch nicht im Stich!

Was für eine erschütterte - und erschütternde - Erkenntnis! Das Leben geht den Bach runter, die Welt steht am Abgrund, doch Gott, der "liebe Gott", wird uns nicht retten! Zumindest nicht so, wie wir es wünschen, erhoffen oder erwarten.

Über 2600 Jahre ist dieser Text alt, drei Begriffe zur historischen Situation ausgetauscht und es klingt wie ein Kommentar zu den täglichen Nachrichten mit den Bildern von zerschossenen Ruinen, verzweifelten Menschen, verwüsteten Landstrichen, einer geschundenen Erde.

Ob Jeremia in seiner Zeit neben den kriegerischen Zerstörungen zusätzlich auch eine konkrete Dürreperiode vor Augen hatte, lässt sich nicht eindeutig sagen. Die Bilder vom ausgetrockneten Boden und von verendenden Tieren waren und sind in dieser Region allgegenwärtig. Reale Erfahrung und zugleich Symbol.

Möglicherweise sind die Dürrebilder aber auch mit dem verlorenen Krieg verbunden: Die babylonischen Soldaten brachten ja keine Stullen in Butterbrotdosen und Trinkflaschen mit. In einem solchen Eroberungskrieg nimmt sich das Heer das, was da ist. Es plündert die Vorräte der Bauern, schöpft die Brunnen leer. „The winner takes it all.“ Der Effekt ist letztlich derselbe wie bei einer längeren Trockenzeit: Zum Leben ist nichts mehr da. Es reicht nicht mehr zum Überleben!

Auch heute weckt das Bild des ausgetrockneten, aufgerissenen Ackerbodens Ängste. In unserer Region ist es dabei weniger eine Erinnerung oder Erfahrung aus der Vergangenheit als vielmehr die Angst vor der Zukunft und was es global für Auswirkungen

hat, wenn Existenzgrundlagen dauerhaft zerstört, Ressourcen - und weiterhin auch Menschen - ausgebeutet werden. Und auch heute scheint sich das „The winner takes it all“ zu bewahrheiten, denn von unmittelbarer Not sind zuallererst die Menschen betroffen, die schon immer arm, abhängig und schutzlos waren.

„Und die Mächtigen schicken ihre Diener zu den Brunnen.“ Das ist eine bemerkenswerte Unterscheidung im Predigttext: Sie selbst, die Mächtigen, gehen nicht.

Auch wir in unserer "reichen Welt" bekommen das Elend des globalen Lebens gar nicht unmittelbar mit und erleben vieles nur vermittelt. Wir schicken unsere Diener. Und wenn irgendwo ein Brunnen versiegt, eine Region mit ihren Menschen und Rohstoffen erschöpft und ausgebeutet ist, werden eben woanders neue Brunnen, neue Kornkammern, neue Rohstoffgebiete gesucht und erschlossen. Hauptsache, bei uns bleibt alles beim Alten bzw. es geht voran. Die Zukunft muss gesichert sein. Notfalls machen wir dafür auch die Grenzen zu und schotten uns ab.

Doch wir sollten uns nicht allzu sicher fühlen: Die wirklich Mächtigen, die, die Reichtum und Einfluss in einem unvorstellbaren und schlichtweg unmoralischen Überfluss haben, die haben auch uns hier schon längst abgeschrieben: Sie leugnen die offensichtlichen Entwicklungen und bestreiten die zunehmende Dürre. Sie vertrauen auf ihr Geld, ihre Macht und auf den technologischen Fortschritt. Einige von ihnen haben diese Welt als Ganzes tatsächlich schon aufgegeben. Soll doch alles vor die Hunde gehen! Ihr Ziel ist es nicht mehr "klassisch", sich in den Annalen der Welt zu verewigen, sondern diese Welt und ihren Untergang zu überleben und als neue Menschen eine neue Menschheit und ein neues Zeitalter zu begründen. Für diese Mächtigen sind wir tatsächlich nichts anderes als dumme Dienerschaft. Früher brauchten sie noch unsere Arbeitskraft oder unser Wissen. Immer mehr ist es aber einfach nur noch unser Geld, unsere Abhängigkeit und unser ohnmächtiges Einvernehmen, selbst offenkundige Brüche des Völkerrechts in den Informationsfluten falscher oder belangloser Nachrichten untergehen zu lassen.

Wer hier Durst hat nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit, nach Teilhabe oder Gerechtigkeit, der steht schon jetzt nur allzu oft an ausgetrockneten Brunnen und versiegenden Quellen.

Die verhungernden und verdurstenden Tiere und Menschen sind in unseren Zeiten harte Realität. Doch zugleich weist die Dürre auch auf etwas Tieferes, auf vertrocknende Lebensfelder, auf zerstörtes Vertrauen und brüchiges Miteinander hin. Die Lebensgrundlagen für ein friedvolles Miteinander und achtsames Füreinander werden rücksichtslos ausgebeutet.

Und es erscheint müßig, mit dem Finger auf die zu zeigen, die vermeintlich verantwortlich sind: Brutale Kriegstreiber, unberechenbare „Dealmaker“, machtbesessene Autokraten, verrückte Oligarchen oder wer auch immer. Wie konnte es so weit kommen, dass ausgerechnet diese Menschen so viel Macht haben, unsere Welt bis an den Abgrund zu treiben?

Ach, Gott, wir haben Fehler gemacht, sicher! Auch wir sind verstrickt. Als Menschen, als Völker, Nationen, Gesellschaften. Als Menschheit. Wir haben mit gewähren lassen, waren vielleicht nicht achtsam genug, haben nicht Einhalt geboten. Wir waren bequem oder haben uns verlocken lassen, was auch immer. Wir haben die uns geschenkte Freiheit ganz offenbar nicht immer richtig genutzt. Könnten wir überhaupt noch sagen, wo wir möglicherweise falsch abgebogen sind? Es spielt keine Rolle. Wir brauchen Hilfe! So in etwa argumentiert Jeremia im Blick auf sein Volk. Von Verfehlungen - "Sünde" - spricht er und von Treulosigkeit gegenüber Gott. Es klingt, als würde er die Notbremse ziehen: Wir Menschen haben versagt! Das Volk Israel, die Mächtigen im kleinen Staat Juda haben versagt! Die Katastrophe nimmt ihren Lauf, nun sind andere am Drücker und das Leben liegt in Ruinen. Auch der Tempel. „Ja“, sagt Jeremia, „wir haben gesündigt, uns falsch verhalten, Dich vergessen.“ Aber jetzt:

"Du, Gott, bist doch unser Retter in der Not!"

Warum bist du wie ein Fremder im Land, wie ein Wanderer, der nur eine Nacht bleibt?

⁹... wie ein Hilfloser, wie ein Held, der nicht helfen kann?"

In diesen verzweifelten Fragen Jeremias zerbricht ein Gottesbild. Der Traum vom Supermann-Gott, der in der größten Not, in letzter Minute doch noch eingreift, zerplatzt wie eine Seifenblase. Gott wird uns nicht retten! Was für eine erschütternde Erkenntnis!

Ich habe in der Vorbereitung dieser Predigt lange überlegt, welcher Lesungstext wir heute hören. Hiob hätte sehr gut gepasst oder auch einer der Klagepsalmen wie wir ihn unmittelbar vor der Predigt gesungen haben (Psalm 42). Im Ersten Testament wird tatsächlich sehr viel und sehr intensiv um Gott und mit Gott gerungen, nicht nur am Jabbok (vgl. 1. Mose 32). "Wer bist Du?" und "Wo bist Du, Gott?" "Gib uns Deinen Segen!" Doch mir ist es immer wichtig, im Gottesdienst beide Testamente zu hören. Heute sollte es also ein neutestamentlicher Lesungstext sein.

Klassisch wird für diesen Sonntag die Geschichte von der Hochzeit zu Kana vorgeschlagen, als Jesus Wasser zu Wein verwandelt (*Johannes 2*). Ein verheißungsvoller Text, wenn es darum geht, die Lebensdürre zu überwinden oder besser gesagt: durch Gott überwinden zu lassen. Das passt auch gut zu dem Abendmahl, das wir heute noch feiern. Also: "Lasst Euch nicht entmutigen! Füllen wir doch einfach neuen Wein in die alten Schläuche und lassen uns von Gott zu neuem Vertrauen und echter Lebensfülle einladen! Wer Durst hat nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit, nach Teilhabe oder Gerechtigkeit, der muss nicht am ausgetrockneten Brunnen stehen bleiben. Jesus selbst schenkt uns lebendiges Wasser ein, so wie der durstigen "Sünderin" am Jakobsbrunnen, deren Leben zur Dürre geworden war und der Jesus versprach: "Wenn Du von diesem Wasser trinkst, wirst Du nie mehr Durst haben!" (vgl. *Johannes 4*).

Doch trifft das wirklich die ganze Not, die Jeremia beschreibt? Trifft das die existentielle Katastrophe eines ganzen Volkes, Israel? Könnten diese Johannestexte nicht nach einer allzu einfachen, vermeintlich "frommen" Antwort auf Jeremias Frage klingen: "Wo, Gott,

bist Du? Warum kennen wir Dich nicht? Warum rettest Du uns nicht, jetzt wo wirklich am Ende sind?" - "Ach, vertraut nur auf Jesus, der wird Euch neuen Wein einschenken, lebendiges Wasser für die Ewigkeit."

Tatsächlich höre ich in Jeremias ohnmächtigem Klagen und Anklagen eher den am Kreuz gefolterten Jesus und seine letzten Worte: "*Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?*" (*Markus 15,34ff.*) Und sie verspotteten ihn - "*Er ruft Elia um Hilfe!*" - und als er laut aufschrie und starb, da zerriss der Vorhang im Tempel von oben bis unten in zwei Teile. Das Allerheiligste ist geschändet, der Tempel des Lebens zerbrochen! Das ist die Realität, die Jeremia in seiner Zeit vor Augen hat. "Ach, Gott, wo bist Du in unserer großen Not? Warum rettest Du uns nicht?" Der Traum vom Supermann-Gott zerplatzt: Nein, Gott wird uns nicht retten. Zumindest nicht so, wie wir es wünschen, erhoffen oder erwarten.

Und doch bleibt ein Fünkchen Hoffnung. Ein Festhalten. Oder besser: Ein Nicht-Loslassen. So wie Jakob beim Kampf am Jabbok nicht loslässt: "*Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!*"

In der Geschichte von Jesu Tod bei Markus ist es zuallererst ein Ungläubiger, ein "Heide", ein Diener der Mächtigen, ein römischer Hauptmann, der das Unglaubliche ausspricht: "*Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen!*" (*Markus 15,39*) Unfassbar! Wo nimmt er das her? Ausgerechnet er. Gegen jede Vernunft. Das Gottesbild ist zerstört. Gott selbst liegt in Trümmern. Der Vorhang des Tempels zerrissen, der Glaube hat keinen Altar mehr, an dem geopfert werden könnte. Und der Soldat erkennt in alledem Gott. Wahnsinn!

Auch bei Jeremia scheint dieser Moment auf. Ganz am Ende seiner Klage und Anklage sagt er: ⁹*Warum bist du wie ein Hilfloser, wie ein Held, der nicht helfen kann? Dabei bist du doch mitten unter uns, Herr, und wir tragen deinen Namen! Lass uns doch nicht im Stich!*"

Da ist ein Glauben, ein Festhalten, ein Neuanfang gegen alle Erfahrung und jede Vernunft. Das Gottesbild ist zerstört. Und doch ist Gott da. Vielleicht auch jetzt – befreit von allen Bildern – viel näher. Viel spürbarer. Viel sichtbarer „mitten unter uns“. „Wir tragen doch deinen Namen“: Du hast Dich doch mit uns verbunden. Wir sind dein Volk. Das Volk Israel. Und wir hier als Christen. "Lass uns doch nicht im Stich!"

Ich hatte auch überlegt, die Geschichte vom Weg nach Emmaus als Lesungstext zu nehmen, da hören wir ganz ähnliches (vgl. *Lukas 24*): Die Jünger, die sich nach Jesu Tod auf den Heimweg machen. Enttäuscht, verzweifelt, ohne Hoffnung. Und dann geht dieser Fremde mit ihnen, spricht zu ihnen. Doch sie erkennen ihn nicht. Doch als sie zu Hause ankommen, bitten sie ihn: ""Lass uns doch nicht im Stich! - *Bleibe bei uns, denn es will Abend werden.* Die Nacht der Welt bricht über uns herein." Und dann, nachdem er das Dankgebet gesprochen hatte, beim Brechen des Brotes, da endlich erkennen sie ihn und dass sie von ihm doch schon längst erkannt worden waren. "*Brannte nicht unser Herz in uns?*"

Das Gottesbild ist zerstört.

Vielleicht ist das sogar notwendig. Für Jeremia. Für die Gäste bei der Hochzeit zu Kana. Für die Frau am Brunnen. Für den Soldaten unter dem Kreuz. Für die Jünger auf dem Weg nach Emmaus. Und vielleicht auch für uns.

Vielleicht müssen zuerst unsere Erwartungen zerbrechen: die Vorstellung vom großen Supermann-Gott, vom immer gütigen Problemlöser, vom Gott, der schon alles irgendwie richten wird, damit wir weitermachen können wie bisher.

Vielleicht gehört es zum Glauben, loszulassen: unsere falschen Hoffnungen und Sicherheiten, unsere frommen Abkürzungen, unsere Ausreden und Selbstentlastungen. Und zugleich zu bekennen, dass auch wir verstrickt sind, dass wir nicht unschuldig sind, dass wir Freiheit hatten und haben – auch wenn wir sie nicht immer recht zu nutzen wissen.

Und doch bleibt etwas. Kein fertiger Trost. Keine Lösung auf Knopfdruck. Aber dieses eine, trotz allem: „*Lass uns doch nicht im Stich.*“ Nur diese dringliche Bitte. Nur dieses Festhalten, Insistieren, sich bedingungslos Öffnen.

Wie bei Jakob am Jabbok. Wie bei den Emmausjüngern. „*Bleibe bei uns, denn es will Abend werden.*“ Vielleicht wird Gott gerade dort erfahrbar, wo unsere Gottesbilder zerbrochen sind. Nicht als Sturm, Erdbeben oder Feuersbrunst, sondern wie das Flüstern eines sanften Windhauchs (vgl. 1. Könige 19,12). Nicht als der, der alles verhindert und vor allem rettet. Sondern als der, der mitgeht. Der mit aushält. Der bleibt. Der „Ich bin da!“ (2. Mose 3,14), der „Gott mit uns“ (Jesaja 7,14), aber ganz anders als wie er erwarten oder erhoffen.

Und so wird gerade inmitten von Leid und Trümmern in dieser erfahrbaren Nähe Gottes alles neu für uns. Ganz so, wie er es verheißen hat: „*Siehe, ich mache alles neu.*“ (Offb 21,5)

Amen!